

»Die tragische Geschichte des mittelalterlichen Turms in Liebenau« (Lubrza) – der bittere Titel des Buches erklärt sich aus einem Vorfall des Jahres 2016, der auch den Anlass für die zugrunde liegenden Forschungen lieferte: Damals wurde die Burgruine bei der kleinen Ortschaft in der Woiwodschaft Lebus, im Südwesten der Neumark unfern von Schwiebus (Świebodzin), zu großen Teilen zerstört. Die Eigentümer ließen die Hügelanschüttung der spätmittelalterlichen Motte komplett abtragen und legten den im Zentrum der Aufschüttung stehenden Feldsteinturm frei. Die widerrechtliche Maßnahme führte zu einem Gerichtsprozess sowie zu archäologischen, von historischen und naturwissenschaftlichen Studien begleiteten Nachuntersuchungen, deren Ergebnisse im vorliegenden Sammelband präsentiert werden. Sechzehn Autoren sind an dem reich bebilderten Buch beteiligt, dessen polnischer Haupttext durch kurze englische Zusammenfassungen ergänzt wird. Die Darstellungen zur Destruktion des Denkmals und zu deren juristischer Aufarbeitung verdienen besonderes Interesse, da sie generelle Anforderungen und Probleme der Bodendenkmalpflege berühren.

Das in den 1240er-Jahren erstmals als *villa Lubrze* erwähnte Liebenau erhielt 1276 durch den Grafen und großpolnischen Kastellan Wojciech Stadtrechte, wobei möglicherweise *Lubrza* und eine benachbarte Siedlung zu *Lubnow* vereinigt wurden. Der Ort ging bald an das niederschlesische Herzogtum Glogau (Głogów) über und war seit 1322 im Besitz des Klosters Paradies (Paradyż) bei Meseritz (Międzyrzecz). 1304 ist von »*oppidum et castrum*«, 1319 von »*hus und stat*« die Rede. Die Burg am nördlichen Ortsrand, so zeigen die archäologischen Funde, wurde in der Mitte oder zweiten Hälfte des 13. Jhs. errichtet, erlebte ihre Hochzeit in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts und wurde noch im selben Säkulum wieder aufgegeben. Es war eine zeit- und regionaltypische, allerdings sehr stattliche und gut ausgebaute Motte: ein wall- und grabenumwehrter, runder Hügel von bis zu 75 m Durchmesser, aus dessen südlichem Zentrum sich der rechteckige Feldstein-Hauptturm von etwa 11 x 13 m Fläche erhob. Dazu gehörte eine Vorburg. Über die Jahrhunderte erhalten geblieben waren der bis zu 5 m hoch erhaltene Hügel mit dem obenauf sichtbaren Stumpf des Turms, mit Ringgraben und Wallresten – ein zwar verwahrlostes, aber unter Denkmalschutz stehendes und eindrucksvolles Monument.

Dessen Zerstörung zeichnet M. Kosowicz detailliert nach: Als hier im Herbst 2016 Baggerarbeiten einsetzten, wurde die Woiwodschaftsdenkmalpflege in Grünberg (Zielona Góra) darüber frühzeitig durch einen archäologisch interessierten Anwohner informiert, reagierte aber nur äußerst zögerlich. Als es nach zehn Tagen endlich zu einem Kontrollbesuch der zuständigen Archäologin kam, war der Hügel bereits komplett verschwunden und der ehemals

eingemottete Turm stand frei auf einer großen planen Sandebene. Das Gemäuer ließen die Besitzer inmitten der Verwüstung unangetastet. Im folgenden Prozess vor dem Bezirksgericht Schwiebus argumentierten sie auch mit ihrer vorgeblich fehlenden Kenntnis des Sachverhalts, dass das von Gestrüpp und Müll geprägte Areal rund um den Turm zum Denkmal gehört habe. Sie hätten auf dem Gelände, das ein Sicherheitsrisiko für die Anwohner darstellte, praktisch nur Ordnung schaffen wollen.

Ein Hauptpunkt der Verhandlung war also, ob die Eigentümer von der Denkmalpflege hinreichend und verständlich darüber informiert worden waren, dass sie ein Denkmal besaßen, welche Ausdehnung es habe und was alles dazu gehöre. Hier wurden zwar amtliche Versäumnisse festgestellt, aber zugleich wurde deutlich, dass die Besitzer schon beim Erwerb des Terrains Informationen über den Schutzstatus erhalten hatten. Auch angesichts der mächtigen Erdwerke erscheint es wenig plausibel, dass sie nicht zumindest ahnten, was sie taten. Dennoch stellt Kosowicz fest, dass »die [...] Zerstörung der archäologischen Stätte [...] in erster Linie auf das Versagen der Denkmalschutzbehörden zurückzuführen« sei, »die unter den derzeitigen rechtlichen, budgetären und personellen Bedingungen nicht in der Lage« wären, »die ihnen von der Öffentlichkeit übertragene Aufgabe zu erfüllen« (S. 33). »Die Nachlässigkeit der Denkmalschutzbehörden und die mangelnde Entschlossenheit« der zuständigen Archäologin im Angesicht der akuten Zerstörung eines bedeutenden Denkmals hält Kosowicz sogar für »besonders erschreckend« (S. 25).

Tatsächlich wurden die Eigentümer vor Gericht freigesprochen, da ihnen nicht nachzuweisen war, dass sie die Bedeutung des verkommenen Geländes rund um die Turmuine – die sie ja nicht beschädigten – überblickten. Der in der Urteilsbegründung hervorgehobene Sachverhalt, »dass selbst hochrangige Mitarbeiter der UG [Urząd gminy, Gemeindeverwaltung] den historischen Wert des Hügel am nördlichen Rand des Dorfes nicht kannten« (S. 33), sei Kosowicz zufolge zwar zweifelhaft, denn »paradoxiereise« liege das Grundstück an der Burgstraße (Ulica Zamkowa) und im Wappen der Ortschaft befinde sich ein Burgturm; zu Recht hebe der Richter jedoch auf die Pflicht der Behörden ab, die Bürger umfassend über einen solchen Schutzstatus und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zu informieren. Zudem wurde mildernd die fehlende Beziehung der Akteure zu dem Objekt berücksichtigt: Bei der Urteilsverlesung wies der Richter darauf hin, »dass das archäologische Erbe von Lubrza den heutigen Bewohnern fremd ist, da die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs die Kontinuität der Besiedlung dieses Gebiets zerstört haben und sie nicht den Wunsch hegen, nachdeutsche Traditionen [poniemieckich tradycji] zu pflegen« (S. 33).

A. Michalak sieht im Freispruch einen Beleg für »die Ohnmacht des polnischen Denkmalschutzsystems« (S. 335). Das ist angesichts der nachvollziehbaren Abwägungen im Urteil sicherlich nicht eindeutig. Bedenklich stimmt allerdings der Sachverhalt, dass die Besitzer der Anordnung, den Hügel wieder anzuschütten, bis heute nicht nachgekommen und dazu offenbar auch nicht effektiv zu veranlassen sind. Diese Maßnahme wäre sinnvoll, um wenigstens das optische Erscheinungsbild des Denkmals zu rekonstruieren und die freigelegten Turmfundamente vor Verfall zu sichern. Auch wäre es ein weithin verständliches Symbol denkmalpflegerischer Handlungsfähigkeit, das ähnlich gelagerten, oft auf Unverständnis beruhenden Fällen entgegenwirken könnte; so berichtet Kosowicz von der 2017 erfolgten Zerstörung des spätmittelalterlichen Turmhügels im nahen Kay bei Züllichau (Kije, Gemeinde Sulechów), wo der Besitzer sogar noch stolz war, »eine wilde Müllkippe zu beseitigen« (S. 34 Anm. 47). Auf der Grundlage alter Fotos und insbesondere des glücklicherweise vorliegenden hochauflösenden digitalen Geländemodells (Lidar-Scan) erscheint eine recht getreuliche Wiederherstellung der Oberflächengestalt des vernichteten Liebenauer Burghügels möglich.

Die Arbeitsgruppe um A. Michalak vom Archäologischen Museum des mittleren Odergebiets in Schweinitz (Świdnica) bei Grünberg hat viel unternommen, um im Desaster noch zu retten, was zu retten war. Die Ergebnisse sind durchaus beachtlich. Die Verwüstung der Motte war allerdings ziemlich komplett und Nachgrabungen konnten nur noch geringe Reste der Hügelaufschüttung mit Sandschichten sowie randlich wenige Siedlungsbefunde nachweisen. Sie wurden leider nur im Planum dokumentiert; besser wäre sicherlich eine regelrechte Ausgrabung gewesen, um wenigstens diese wenigen Relikte zu erfassen und zu sichern. Bedauerlicherweise unterblieb auch ein Schnitt zur Erfassung der Unterkante der Turmbasis, die bei der wilden Freilegung der Ruine verdeckt geblieben war. Als aussagekräftig erwiesen sich hingegen intensive Lesefund- und Metalldetektorsurveys, die insbesondere ein beeindruckendes Inventar eiserner Gerätschaften und Militaria ans Tageslicht beförderten (S. Kałagate, A. Michalak).

G. Kiarszys rekonstruiert die Burg und ihre Lage anhand von alten Karten, Abbildungen und Luftbildern, wobei die geschickte Positionierung des Wehrbaus in natürlicher Schutzlage im früher von ausgedehnten Feuchtgebieten und Seen bestimmten Gelände herausgearbeitet wird. J. Karczewska legt eine umfassende Burg- und Ortsgeschichte vor, A. Legenziewicz dokumentiert und analysiert das Turmfundament unter bauhistorisch-architektonischen Aspekten. Er kommt im Vergleich mit anderen Burgtürmen Niederschlesiens und der Neumark zu einer Datierung in die erste Hälfte des 14. Jhs. Diese Untersuchung ergänzt H. Augustyniak mit einer Auswertung der zahlreichen Baueisen aus den Prospektionen sowie der ungewöhnlich zahlreichen Schlüssel und Schlossfragmente, die den Wohlstand der Bewohner und deren Bemühungen widerspiegeln, ihr Hab und Gut zu schützen.

Viele weitere Funde beleuchten den Alltag auf der Burg: Die Keramik entspricht mit 97 % Anteil der zeitgemäßen Grauware, die hier, außerhalb des Kugelbodenkreises, ganz von Standböden geprägt war. Es gibt auch etwas Faststeinzeug. Dazu kommen Buntmetallgrabenfragmente, Messer, Sichel, Eiskrebse, Feuerstähle, Wetzsteine usw. Nur wenige Stücke, etwa profilierte Buntmetallschnallen und spätgotische Pressblech-Besatzstücke für Gürtel und Kleidung, vermitteln einen Abglanz des elitären Lebens, dem die Wehranlage im 14. Jh. eine Bühne bot. Hierzu kann auch eine schöne Brakteatendose des 13. Jhs. gerechnet werden. Unter zehn Silbermünzen des späten 13. und 14. Jhs. dominieren brandenburgische Denare, während die erwarteten schlesischen Prägungen fehlen (A. Janowski, S. Kałagate, A. Michalak, T. Szczyrek). Metallurgische und archäozoologische Untersuchungen (M. und M. Biborski, J. Hošek, M. Makowiecka, D. Makowiecki, J. Stepiński) sowie ein Überblick zu den neuzeitlichen Funden (P. Stachowiak) ergänzen die Analyse der enormen Fundmasse, die leider durchweg nur den Charakter von Lesefunden besitzt. Darunter ragt die umfang- und variantenreiche Kategorie der Militaria und der Reiterausstattung hervor: Neben Kettenhemdringen, Panzerplatten, Äxten, Scheidenbeschlägen, Steigbügeln, Reiterspornfragmenten, Krähenfüßen u. Ä. liegen 110 Armbrustbolzen- und Pfeilspitzen vor, von denen einige Aufprallspuren aufweisen und also abgeschossen worden sind. A. Michalak schließt zu Recht auf einen Kampf um die Burg (vielleicht in brandenburgisch-schlesischen Auseinandersetzungen) während der ersten Hälfte des 14. Jhs., der urkundlich nicht überliefert ist.

Es zeigt sich hier erneut, dass auch eher bescheidene Burgen Instrumente militärisch ausgetragener Machtkämpfe waren und dass die in der deutschen Burgenforschung zeitweise vorherrschende Betonung ihrer Funktion als Herrschaftssymbole den Kern der Sache nicht gänzlich traf. Freilich wird das erst richtig deutlich, seitdem die Wissenschaft ihre zu lange währenden Vorbehalte gegen den Einsatz des Metalldetektors als Forschungsutensil aufgegeben hat und nun erstaunlich viele Burgen vergleichbare Funde liefern.

Das ist sicherlich ein zentrales Ergebnis des interessanten Buches. Zudem weist das bedauerliche Geschehen um die Zerstörung der Burg auf ein generelles Problem mit mittelalterlichen Motten hin: Die zahlreichen Niederadelssitze dieses Typs sind oft unscheinbare Hügel geringer Größe, die als Denkmale nicht gleich auffallen und zudem in der Regel im Nah- und Wirtschaftsbereich existierender Dörfer, mithin in Zonen verstärkter heutiger Aktivität und gegebenenfalls noch auf Privatland liegen. Sie sind nicht unbedingt als Burgen erkennbar und können leicht zu Ödland verkommen, woraus dann weitere Gefährdungen resultieren. Gerade bei Anlagen dieser Art sollte sich also besonderes denkmalpflegerisches Augenmerk auf die Pflege, Kennzeichnung und Erläuterung vor Ort richten, um ihre Relevanz als bedeutende Stätten mittelalterlicher Geschichte jedermann unmissverständlich zu veranschaulichen.

*Prof. US Dr. hab. Felix Biermann,
Halle (Saale) und Stettin/Szczecin*